

Gert G. v. Harling

Ein Leben für die Jagd

66 Jahre gelebte
Jagdpassion



BLV



Was ich noch sagen wollte..... 06

Jagdliches aus der Schublade
Die Last des Alters

Jagen in der Jugend 10

Schöne alte Welt
Mein Jungsjagdparadies -
eine Zeit, die nie wiederkommt
Händewaschen ist Luxus
Eine Welt für sich
Handwerk hat grünen Boden -
Bisam küchenfertig
Aufbruch in den Wald?
Ruhe im Wald -
der wilde Meister und sein Wild
Starke Ricken, starke Kitze
und Ratten des Waldes
Ein langer Weg
Falsche Fährte, falsche Jagd
»L'exactitude est la politesse des rois«
(Ludwig XVIII.) Pünktlichkeit ist die
Höflichkeit der Könige
Aale pöddern
Ich bin doch keine Ente!

Wer so schießt, sündigt
Berühmte Namen - Schall und Rauch
Jägerlatein
Wilddiebe fallen nicht vom Himmel

**Jagen mit meinen Kindern -
ein Kapitel für sich 40**

Passionsgeschichte derer von Harling
Wenn der Vater mit dem Sohne ...
Damenwahl -
Wein, Weib und Waidmannsheil
Ein Jäger wird geboren
Taubentheater mit Tessa und Trixi
Durch Dornen und Disteln

**Jagen in modischem Tweed
und grünem Loden 54**

Grün, grün, grün waren
alle meine Kleider
Motten essen Hamster auf
Festgefroren
Lieber ein Sack voll Stroh als
ein Akku voll Strom
Immer gut behütet
Der fliegende Filz
Dresscode - Kleider machen keine Jäger
Kleider machen Beute oder Morgen-
glanz der Ewigkeit ...

Jagen in heimatlichen Gefilden 72

Der Wald hat Ohren
Fast vom Blitz erschlagen
Das Feld hat Augen
Hautnah: Sauen überlisten im Mais
Waffen sind »Persönlichkeiten«
Superdublette
Jagd auf den Geisterbock
Suche nach einem Unsichtbaren
Hamlet lässt grüßen - Jagd oder
Nichtjagd, das ist hier die Frage!

Jagen in guter Gesellschaft -
Jagd mit Gschmäcke
Waidgerechtes Töten ist eine Kunst

***Jagen in einem anderen Land* 108**

Wenn einer eine Reise tut ...
Der Schmuggler mit dem Geigenkasten
Grenzstreitigkeiten
Im Labyrinth der Grenzkontrollen
Unter Terroristen
Von der Wiege bis zur Bahre:
Formulare, Formulare!

***Jagen in Afrika* 122**

Vom Feld ins Veld
Zum Schnüren fehlt's an Länge
»Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan«
Die Schlange mit dem
unanständigen Namen
Aus der Haut fahren und aus
der Decke schlagen
Richtung und Wahrheit -
verloren im Paradies
Fata Morgana - Durst
Immer dem Wasser nach
Verirrt im Nebel
»Nix Scheiße«
Mein afrikanisches Einhorn
Zweierlei Waidgerechtigkeit?
»Honigvogel nicht gelügt!«
Morgen vielleicht schon tot
Entwicklungshilfe - Afrika tickt anders
Wild statt Rinderzucht
Vom Schießvergnügen zu
nachhaltiger Wildbewirtschaftung
Kein Platz für wilde Tiere
Jagdsafaris - ein Beitrag zum
Natur-, Arten- und Menschenschutz
Hakuna tabu - kein Problem
Mein erster und mein letzter Leopard

***Jagen, um zu überleben* 164**

Wieder zurück im Land der Germanen
Deutschland, wie haste dir
verändert!
Oculi, da kamen sie
Fürs Jagen gelebt -
ein Leben ohne Gewähr
Als Jagdbegleiter unterwegs
Abenteurer »Testreisen«
Seniorenjagen
Blende statt Büchse -
Fotopirsch durch den Nationalpark
Betrug - Rehböcke »aus der Kiste«
Ein teurer Bär
Angeschweißt und angeschmiert

***Jagen im Land
der Aborigines* 182**

Down Under
Good meat!
Andere Jäger, anderes Jagen
Mein erster Wasserbüffel
Neue Welten, alte Sitten

***Jagen im Indian Summer* 200**

Der Zug der Rentiere
Spielball der Wellen
Auf Leben und Tod
Exkurs nach Afrika
Im Reich der Karibus
Rentier-Triplette

***Nachgedanken* 214**

Des Waidmanns Weib -
ich war mal eben weg
Der Schöpfung so nah
Grüß Gott, ich bin eine Grüne Dame

***Bibliografie* 220**



WAS ICH NOCH SAGEN WOLLTE



*Die Jagd bestimmte seit jeher meinen Lebenslauf.
Auf dem Ansitz finde ich Entspannung,
und mir kommen Episoden, Begegnungen und Abenteuer
in den Sinn, die niederzuschreiben
ich in meinen bisher erschienenen Büchern vergessen habe.*

Jagdliches aus der Schublade

Als ich Kind war, lag auf dem Nachttisch meiner Mutter ein Buch mit dem Titel »Ich vergaß zu sagen - Heiteres aus der Schublade«. Die Erwachsenen diskutierten begeistert über dieses Werk, ein Bestseller von Heinrich Spoerl. Es liegt mir fern, den Titel neu aufleben zu lassen (gleichwohl man mir nach fast 70 Jahren keine Plagiatsvorwürfe machen könnte), aber er hätte sich auch für das vorliegende Buch geeignet, denn vieles, was ich erlebte, vergaß ich in meiner Autobiografie »Jagen gegen den Wind« zu erwähnen. Daher hatte ich, als ich zu schreiben begann, den Arbeitstitel »Was ich noch sagen wollte - Jagdliches aus der Schublade« gewählt, denn wenn einer auf Safari geht, dann kann er was erzählen. Meine Jagdleidenschaft führte mich in viele Länder dieser Erde. Allein rund drei Dutzend Mal habe ich den afrikanischen Kontinent bereist. In meinem Gepäck befanden sich Trophäen und Geschichten. Viele dieser Geschichten gingen den Weg über meinen Schreibtisch in den Buchhandel. In 66 Jagdjahren kam dabei eine beachtliche Strecke heraus an Anekdoten und Aufsätzen, Erzählungen und Erinnerungen. Noch habe ich den Grund meiner Schublade aber nicht erreicht ...

Für die einen fängt das Leben mit 66 Jahren erst an, ich nutze über 66 Jahre intensiven Jagens für einen Blick zurück über Wald und Veld (»Land außerhalb der Stadt«, wie das offene, ebene Grasland der subtropischen Höhengrasssteppen im südlichen Afrika genannt wird) und alle Kontinente dieser Erde.

Als Kurfürst Johann Georg von Sachsen 1656 in die ewigen Jagdgründe wechselte, vermeldete das sächsische Jagdregister eine Strecke von 116.906 Wildtieren, die der barocke Landesherr während seiner 45-jährigen Regierungszeit erlegt habe. Das waren nach Adam Riese sieben Wildtiere am Tag.

Ich habe in meinem Leben nicht annähernd so viel Wild erlegt, aber die Jagd bestimmte meinen Lebenslauf. Ich habe von ihr gelebt, meinen Unterhalt damit verdient, mehr geschossen, musste mehr schießen und

mehr Zeit in der Natur verbringen als der Durchschnittsjäger. Ich habe ein Leben geführt, das für andere ungewöhnlich ist. Es bestand nicht nur aus Freude, war Arbeit oder auch knallhartes Geschäft, bedeutete Entbehrungen, verbunden mit Strapazen.

Und wenn ich jetzt im Alter immer noch jage, erlaube ich mir die Überheblichkeit, nur wenn ich Freude daran habe, ein Stück Wild zu schießen, sei es eine spezielle Herausforderung, weil andere Jäger an der Nachstellung verzweifeln, es mit herkömmlichen Strategien nicht zur Strecke bringen oder eine besondere Trophäe in Aussicht steht. Das war früher nicht immer der Fall.

Passiv auf einem Hochsitz zu warten, um kunstlos ein Tier zu töten, Jagderfolg dem Zufall zu überlassen, sofern es Zufall überhaupt gibt, oder auf sein Glück zu vertrauen, dafür konnte ich mich nie begeistern. Das bedeutet nicht, dass ich den Ansitz ablehne. Im Gegenteil. Ich finde Entspannung, sehe und lerne stets Neues, und manchmal bleibt Zeit zum Träumen in die Vergangenheit. Und dabei kommen mir Episoden, Begegnungen und Abenteuer in den Sinn, die niederzuschreiben ich in meinen bisher erschienenen Büchern vergessen habe.

Die Last des Alters

Lassen Sie mich meinen Parforceritt durch 66 Jägerjahre mit einem Traum beginnen, einem Albtraum:

Körperliche Strapazen und fortschreitendes Alter haben auch bei mir Spuren hinterlassen. Ich erinnere mich an den Ausspruch meines Stiefvaters: »Junge, denk an deine Rente, irgendwann wirst du älter und vielleicht auch einmal krank ...« Es ist wohl ein Privileg - oder eine Arroganz der Jugend: Im Vollbesitz ihrer jugendlichen Kräfte, hört sie nicht auf die Alten. Dann erwischte es auch mich. Ich brauchte ein neues Knie. Die Beschwerden waren kaum noch auszuhalten. Ein Jagdfreund operierte mich. Er eröffnete mir am nächsten Tag, ich müsste das operierte Bein einmal täglich bis zur Schmerzgrenze belasten. Als ich in dem Vierbettzimmer, links ein stöhnender Bettnachbar, rechts lautes Schnarchen, nicht schlafen konnte, griff ich meine Krücken und schleppte mich auf den Flur des Krankenhauses. Mutig wollte ich die Treppe nehmen, griff das Geländer und bewältigte die erste Stufe. Da fielen meine Krücken zu Boden und landeten scheppernd im Erdgeschoss. Mich durchfuhr ein entsetzlicher Schmerz. Mit Mühe setzte ich mich auf den eisig kalten Steinfußboden. Später rutschte ich schweißgebadet zurück in mein Zimmer. Mein Puls raste. Wie ich ins Bett gekommen bin, weiß ich nicht, erinnere mich nur noch an wahnsinnige Schmerzen.

In meiner Verzweiflung schluckte ich eine Handvoll Tabletten, von denen ich täglich lediglich eine halbe einnehmen sollte, es folgten grauenvolle Albträume: Ich schwamm durch einen Fluss, hinter einem Krokodil her, das ein Holzbein im Maul hatte. Kaum war es vor mir weggetaucht, fand ich mich auf einer Palme wieder, unter der ein Elefant auf einem Holzbein rumtrampelte. Anschließend zerzte ich meine Prothese mit aller Kraft aus dem Fang eines Leoparden und schrie dabei so laut, dass bereits das halbe Krankenhaus zusammengelaufen war und man mich im Bett festband. Als ich erwachte, redeten mehrere Gestalten in weißen Kitteln beruhigend auf mich ein.

Danach hatte ich keine Albträume mehr und verließ nach drei Tagen humpelnd das Hospital.

Kurz darauf bekam ich einen Herzschrittmacher. Ein großes Problem vor dem Eingriff war, den Professor davon zu überzeugen, dass das Gerät in die linke, nicht, wie von ihm gewünscht, in die rechte Schulter implantiert wird. Als ich ihm den Grund erläuterte, ich bin Rechtsschütze, musste ich ihm von meinen Jagdabenteuern erzählen.

Während der Operation unterhielten wir uns angeregt. Immer wieder schüttelte der Chirurg den Kopf, lachte, grinste und schien sich wenig auf seine ursprüngliche Arbeit zu konzentrieren. Im Grunde war es eine lustige Operation.



Der Berufsjäger Carlo Engelbrecht begleitete mich auf der Jagd in der Republik Südafrika.

JAGEN IN HEIMATLICHEN GEFILDEN



*Ich habe mein Leben lang lieber im Wald
als in Feldrevieren gejagt,
wahrscheinlich, weil ich in einem Hochwildrevier
aufgewachsen bin und meine besondere Passion
schon immer dem Rotwild galt.*

Der Wald hat Ohren

Ich habe mein Leben lang lieber im Wald als in Feldrevieren gejagt, wahrscheinlich, weil ich in einem sehr guten Hochwildrevier aufgewachsen bin und meine besondere Passion schon als Junge dem Rotwild galt.

An eine Hirsch-Episode, wie man sie nur in Waldrevieren erlebt, denke ich noch heute besonders gerne. Sie begann auf einer winterlichen Drückjagd, bei der ich einen Rothirsch mit ungewöhnlichem Geweih vor mir hatte: Weder Aug-, Mittel- noch Eissprosse zierte seine dunklen Stangen. Es war gewiss kein Jüngling, der vor mir durch das lichte Stangenholz trollte, vom vierten oder fünften Kopf mochte er gewesen sein, auf jeden Fall zu stark, um in die Kategorie III b eingestuft zu werden. Nur Hirsche dieser Klasse waren frei.

Abends beim Schüsseltreiben wurde der Hirsch, er war noch zwei weiteren Jägern in Anblick gekommen, zum Hauptgesprächsthema, und mir ging er auch in den nächsten Monaten nicht aus dem Sinn.

Erst in der Feistzeit des darauffolgenden Jahres sehe ich ihn erneut, und wieder hat er weder Aug-, Eis- noch Mittelsprossen. Mehrere Tage sitze ich nahe seinem Einstand, da beschießt ein Jagdgast morgens in der Nähe, auf dem Rückwechsel vom Feld, eine starke Sau.

Zwar ist ein guter Schweißhund bald zur Stelle, aber das Schwein hat einen Gebrechschuss, stundenlanges Hetzen und zweimaliges Stellen bringen es nicht zu Stande. Schließlich wird die Suche abgebrochen.

Auf den nächsten Pirschgängen sehe ich »meinen« Hirsch nicht wieder. Der schreckliche Vorfall geht mir aber nicht aus dem Sinn. Auch als ich wieder am Schreibtisch sitze und mich auf die bevorstehende Brunft freue, muss ich an die Sau und den tragischen Schuss denken.

Schließlich bin ich wieder im Revier. Ich erlebe ein herrliches Brunftkonzert, aber über Nacht wird es wärmer. Der Wind dreht, weht aus Westen, die Hirsche verschweigen. Die Hauptbrunft ist vorüber.

Am Morgen pirsche ich durch den vor Feuchtigkeit tropfenden Wald. Spinnweben hängen schlaff und taubenetzt zwischen den Schilfhalmern

über dem Weg. Braungelbes, verdorrendes Gras neigt sich, von dicken Tropfen schwer geworden, tief zu Boden.

Am Rand einer windgeschützten Wiesenschlenke äsen vertraut vier Tiere mit ihren Kälbern. Wenig später stoße ich auf einen jungen Sechser und einen ungeraden Achter, pardoniere sie aber, in der Hoffnung auf den Abnormen. Als würden die beiden meine Gedanken lesen, verhoffen sie wie zum Hohn, obwohl sie, als ich weiterpirsche, voll in meinen Wind geraten.

Ungefähr 500 Meter weiter, dort, wo vor Kurzem reges Brunfttreiben herrschte und zwei Hirsche lautstark ihre Territorien abgrenzten, empfängt mich gährende Wildleere. Aber ich bin zuversichtlich. Der September ist noch nicht vorüber, drei Tage dauert es noch, bis der Oktober beginnt. Ich hoffe auf erneuten Wetterumschwung, darauf, dass die Brunft noch einmal aufflammt.

Voller Hoffnung steige ich auf eine offene Kanzel in einer moorigen Erlenwildnis, die nahe an den Tageseinständen des Rotwildes steht.

Ein leichter Windhauch weht Wassertropfen von einer dicken Eiche auf den Boden. Es raschelt, als näherte sich Wild.

Meine Kleine Münsterländerin liegt unter der Leiter. Plötzlich erhebt sie sich. Ihr Körper zittert und scheint sich zu straffen. Gebannt blickt sie in die Krone der Eiche. Da entdecke auch ich eine Eichkatze. Mit schnalzenden Lauten rutscht der rote Waldkobold den Stamm herunter, sucht im trockenen Laub hüpfend nach Eicheln, nähert sich dem Hund bis auf drei Meter und verschwindet in der gewaltigen Krone des uralten Baumes. Das Hörnchen hat die Nerven des Hundes, aber auch die meinen auf eine harte Probe gestellt.

Eine halbe Stunde harre ich noch aus, der Abnorme lässt sich aber nicht blicken. Als ich am Abend erneut zu der Stelle pirsche, kann ich die Kanzel wegen des Windes nicht erreichen, ohne das Wild zu stören. Damwild und eine Ricke mit ihrem Kitz stehen in unmittelbarer Nähe des Hochsitzes, und ich hocke mich gut gedeckt auf den Waldboden ins Farnkraut. Der Bestand gleicht an manchen Stellen einem gepflügten Acker. Sauen haben gebrochen. Die frisch aufgeworfene, dunkle Erde zeichnet sich kontrastreich vom vergehenden Grün ab. Starker Wind bläst von Westen. Ab und zu weht er aus der Ferne den Ruf eines Hirsches zu mir herüber, aber es ist schwer zu orten, von wo genau, wie weit entfernt das Wild steht.

Auf einem braunen Farnwedel sitzt ein dicker Brummer. Mit putzig anmutenden Bewegungen scheint er sich mit seinen Vorderbeinen den Schlaf aus den Augen zu reiben. Nur wenige Tage wird er leben und hat



Ein Feisthirschrudel bei der Äsung.



Im Morgendunst zerfließen die Konturen der Wildkörper.

doch seinen festen und wichtigen Platz im gesamten Naturhaushalt. »Welchen Luxus leistet sich die Evolution?«, meditiere ich. Und dann überlege ich weiter: »Fliegen können ja gar nicht sitzen, sondern nur stehen, aber ›eine Fliege steht an der Wand‹ klingt auch komisch.«

Das Kichern eines Schwarzspechtes reißt mich aus meinen Gedanken, aber an diesem Abend ereignet sich nichts Berichtenswertes mehr. Hatte ich an den vorangegangenen beiden Pirschgängen mehrfach Rotwild vor mir, so sehe ich an diesem Abend kein Stück, obwohl ich bis zum Dunkelwerden auf meiner luftigen Warte harre.

Da, wo ich den abnormen Hirsch vermute, wegen des Windes aber nicht hinkonnte, scheint ein brunftiges Tier zu stehen, denn dort röhren mehrere Hirsche, und ihr Konzert begleitet meinen Heimweg.

Über Nacht regnet es wieder, aber ein Blick auf das Barometer zeigt, dass das Wettetief vorübergezogen ist.

Nach meinen Beobachtungen ist Wild bei sogenanntem Rückseitenwetter, also hinter einer Wetterfront, sei es ein Hoch oder ein Tief, besonders aktiv. Die Erfahrung bestätigt sich: Als ich am nächsten Morgen zu den Erlen pirsche, melden zwei Hirsche.

Auf dem Weg spiegelt sich in den Wasserpfützen das Licht des abnehmenden Mondes. Es ist noch stockfinster, als ich die Leiter hochsteige.

Ein Hirsch umkreist unermüdlich ein starkes Kahlwildrudel. Ich erkenne, lediglich schemenhaft, dunkle Wildkörper. Unendlich langsam bricht der Tag an. Schießen wäre wohl möglich, aber das Ansprechen macht Schwierigkeiten. Als das Licht auch im Wald besser wird, spreche ich den Hirsch an: ein ungerader Vierzehnder, acht oder neun Jahre alt, schätze ich.

Es ist schon über eine Stunde hell, als das Rudel fortzieht und ich mich ebenfalls zurückziehen will.

Noch einmal leuchte ich die Wildnis vor mir ab. Ein älterer Bock äst in den hohen Binsen. Seine Decke ist verfärbt, wohingegen die Ricke, die mit ihren beiden Kitzen ungefähr 50 Gänge weiter steht, noch rot leuchtet.

Da erscheint ein Stück Rotwild. Zu weit, um es genau anzusprechen, aber nahe genug, um wieder Hoffnung aufkommen zu lassen. Ich habe den Eindruck, es sei »mein« Hirsch. Er verschwindet unter den alten Eichen. Der Boden ist dort mit Eicheln dicht bedeckt, wie ich von meiner Pirsch vor zwei Tagen weiß.

Der Wind ist stärker geworden. Auf dem nassen Laub und bei dem ständigen Tropfen von den Bäumen, das andere Geräusche verschluckt, ist es einfach, ohne vernommen zu werden, nach dort zu gelangen. Ohne länger zu überlegen, pirsche ich los, in der Hoffnung, der Hirsch hält sich dort noch auf. Als ich den Wechsel erreiche, den er genommen hat, bleibt mein Hund mit hoher Nase stehen, doch weit und breit ist kein Wild zu erblicken.

An eine der Eichen gelehnt, verharre ich über eine Stunde, vernehme aber kein Stangenanstreichen, keinen Ruf, kein Knacken, geschweige denn sehe ich ein Stück Rotwild, und so sehr ich auch grübele, mir kommt keine zündende Idee für eine Strategie, um diesen Hirsch zu überlisten. Als Beihirsch ist er unstet, sucht hier nach einem brunftigen Stück, wird dort abgeschlagen und ist nicht berechenbar wie ein Platzhirsch. Glück ist mehr gefragt als Können.

Bevor ich mich endgültig auf den Heimweg begeben, mustere ich durch das Glas noch einmal meine Umgebung, hocke mich auf den Boden und starre in den Bestand, der bis eineinhalb Meter über der Erde einsehbar ist - und tatsächlich, da zieht ein Stück Rotwild, der Hirsch, den ich vor mehr als einer Stunde gesehen hatte, der dort die ganze Zeit verhoffte! Und noch etwas lässt mich freudig durchatmen, es ist »mein« Hirsch. Einwandfrei erkenne ich ihn, bevor er im Dunst verschwindet.

Am Abend setze ich mich deshalb abermals dorthin. Nebel kommt auf. Beim Ausatmen weht mir eine leichte Brise entgegen, die die warme

Luft in mein Gesicht zurückträgt. Ein feuchter Film legt sich auf meine Brillengläser, sodass sie beschlagen.

Aus dem Dunst zieht ein Vierzehnder, zumindest ein ungerader ist es, denn von einem der drei langen Kronenenden der linken Stange ragt eine zusätzliche kurze Sprosse nach innen. Trotz angestrengten Spekulierens zähle ich in der rechten Krone nur drei Enden.

Der Hirsch ist jung, vom sechsten oder siebten Kopf mag er sein. Als bald erscheinen mehrere Stücke Kahlwild. Der Dunst wird dichter. Ab und zu werden die Nebelschwaden dunkler, man erkennt nur undeutliche Konturen, dann wird der Nebel wieder durchsichtiger, Kälber, Schmal- und Alttiere sind gut, mitunter gar nicht zu unterscheiden.

Am Rand des Rudels erscheint ein weiterer Hirsch, doch er wird vom Platzhirsch nicht geduldet und mit wütendem Sprengruf vertrieben.

Wenn sich die weiße Wand hebt, erkenne ich schemenhaft einige Läufe, senkt sie sich wieder, ragen die Häupter des sichernden Kahlwildes darüber hinaus, ein gespenstischer Anblick. Das Rudel wird ständig von dem unaufhörlich meldenden Hirsch umkreist. Mitunter ist der Wildkörper nicht zu sehen, die Stangen scheinen dann auf einer hellen Mauer vor mir umherzutanzten.

Mühselig quält sich das Mondlicht durch Dunst und Nebel, verleiht dem Spektakel etwas Unheimliches, Unwirkliches, Dämonenhaftes.

Ich bin sicher, der Abnorme steht in der Nähe des Rudels, daher sitze ich am nächsten Morgen wieder in der Nähe unter einer Eiche und harre auf Büchsenlicht.



Wie zwei Gespenster im blauen Nebel: Rothirsche im Revier.

JAGEN IN EINEM ANDEREN LAND



*»Wenn einer eine Reise tut,
dann kann er was erzählen«
war ein gängiger Spruch meiner Großmutter.
Wie recht sie doch hatte!*

Wenn einer eine Reise tut ...

Es nimmt nicht wunder, dass meine Kinder mich häufig auf Jagdfahrten begleiteten. Afrika, Grönland, Kasachstan, England, Ungarn, stets kehrten wir voller aufregender Eindrücke zurück. Den gemeinsamen Flug in den Norden der britischen Insel nach Schottland zu meinem Freund Dr. Peter Swales habe ich besonders gut in Erinnerung.

Die Gesetze über Waffen- und Munitionstransporte sind im Laufe der Jahre komplizierter geworden. Bei Grenzübertritten erwartet den Jäger eine Vielzahl von Unannehmlichkeiten, wenn er geforderte Dokumente nicht vorzeigen kann. Das kann dann auch schon einmal dazu führen, dass bei Fehlen eines Formulars die Jagdreise abgebrochen werden muss.

Die Zeiten, in denen ich meine Büchse im Segeltuchfutteral beim Piloten im Cockpit abgab, am Ende des Fluges wieder in Empfang nahm und »bewaffnet« die Gangway hinunterstiefelte, sind längst Vergangenheit. In den 1970er-Jahren sah man die Ein- und Ausfuhr von Jagdwaffen noch relativ locker, heute bringt es eine aufwendige Bürokratie mit sich, will man seine Gewehre mit auf die Insel nehmen.

Damals noch ein eher seltenes Szenario, wird man heute von peniblen Beamten an der Grenze genau geprüft, muss Formulare ausfüllen, Gewehre auspacken, vorzeigen, registrieren lassen, wieder einpacken, Patronen nachzählen, Fragen beantworten, warten - was gemeinhin viel Zeit in Anspruch nimmt.

Seit über 40 Jahren reise ich nach Großbritannien. Fasanen in Wales, Rehböcke in England, Rothirsche im Schottischen Hochland, bunte Niederwildstrecken sowie die Natürlichkeit und das Selbstverständnis, mit der Briten auf ihrer Insel jagen - all das ist der Grund dafür, dass ich meine englischen Freunde so gerne besuche.

»Ihr braucht eure Flinten nicht anzumelden, das mache ich schon seit Jahren nicht mehr«, beruhige ich meine Kinder, als wir unsere jährliche Herbstjagd zum Rough Shooting nach Schottland planen.

Wenn es opportun erscheint und bequem ist, wird einem alten Vater noch geglaubt, und so sieht mein hoffnungsvoller Nachwuchs im Vertrauen auf den »Alten« keine Notwendigkeit, seine Gewehre zu deklarieren. Stattdessen werden sie zwischen der Wäsche in Hartschalenkoffern verstaut, meine zerlegte Flinte steckt mit Jacken, Pullovern und Gummistiefeln in einem Seesack, und auf dem Flughafen Köln wird alles Gepäck eingecheckt.

Als wir voller Erwartung darauf warten, dass uns der Billigflieger nach Edinburgh bringt, klingt überdeutlich aus dem Lautsprecher: »Fluggast von Harling bitte umgehend beim Bundesgrenzschutz, Halle XY melden, Herr von Harling bitte!«

Gespannt stiefeln mein Sohn und ich los.

Eine junge Frau empfängt uns mit der freundlichen Frage: »Was haben Sie da drin?« und zeigt auf das Corpus Delicti, meinen grünen Seesack. Selbstsicher zähle ich auf: »Wäsche, Schuhe, Fernglas, Waschzeug, Flinte ...« - schon werde ich höflich unterbrochen, ob sie die Flinte einmal sehen dürfe. Während mein Sohn das Futteral aus dem Seesack kramt, fische ich in meinen Jackentaschen nach Europäischem Feuerwaffenpass, deutschem Jagdschein, Reisepass, Waffenbesitzkarte, einem abgelaufenen englischen Firearm Certificate und dem INF 3-Papier des deutschen Zolls.

Die Dokumentenflut interessiert die Beamtin nicht im Geringsten. Ich versuche noch, ihr Sinn und Unsinn der Bürokratie zu erklären, mein Sohn unterstützt mich dabei wortgewaltig, aber sie ist zufrieden, als ich sage, ich fahre mit meinen Kindern nach Schottland zur Jagd. So verstaue ich den gesamten Stapel Papiere wieder in meiner Jackentasche, die Flinte verschwindet im Seesack, und wir sind in Gnaden entlassen.

»Wir haben alle eine Flinte im Gepäck«, grinst mein Sohn zum Abschied. »Ja, ja, ich weiß«, lacht die junge Frau zurück. Sie glaubt an einen Scherz meines Sprösslings, setzt dann aber wieder ihre amtliche Miene auf und erklärt: »Bei uns kann sich niemand mit einer Waffe durchmogeln.« Selbstsicher fügt sie hinzu: »Sie können hundertprozentig sicher sein, selbst eine Maus kann diesen Flughafen nicht verlassen, ohne dass wir das merken.«

Beruhigt über so viel Kompetenz der Sicherheitskräfte an unseren Flughäfen und dass wenigstens deutsche Beamte überzeugt davon sind, dass das Auge des Gesetzes unfehlbar ist, fliegen wir ohne weitere Störungen nach Edinburgh und verbringen unbeschwerte Jagdtage in den Highlands. Die Erinnerung an den Zwischenfall von Köln war rasch verblasst.



Das Nationaltier Schottlands:
das Grouse, ein Moorschneehuhn.



Auf einer Niederwildjagd
in England.

Doch auch der schönste Jagdurlaub geht einmal zu Ende. Wir sitzen wieder in der Hauptstadt der Whiskytrinker, die Gepäckaufgabe und das Einchecken verliefen problemlos, Pass, Zoll und Röntgenkontrolle liegen hinter uns, und meine Kinder haben das Gate bereits passiert. Nur ich werde gebeten zu warten. Mir schwant Unheil.

Als der letzte Passagier abgefertigt ist, während ich mit einigen Beamten des Flughafens allein am Ausgang der Halle stehe, erscheint ein Mann mit meinem Seesack beladen, und ich werde wieder höflich über den Inhalt befragt. »Wäsche, Waschzeug, Stiefel, Flinte ...«, zähle ich auf, schon wird mein Redeschwall unterbrochen.

Mit »Don't worry, I do have all the necessary documents« will ich die aufgeregten Hüter des Gesetzes besänftigen, doch im selben Moment fällt mir siedend heiß ein, dass mein Sohn, der im wartenden Flugzeug sitzt und sich gewiss wundert, dass ich nicht längst neben ihm hocke, die Papiere eingesteckt hat. Ich schildere den Beamten meine missliche Lage. Fünf Minuten nach offizieller Abflugzeit wird Sohnmann aus dem Flieger gebeten. Er übergibt mir eilig einen Stapel Papiere, verschwindet wieder, und kurz danach sehe ich die Maschine mit meiner Familie und deren Gewehren Richtung Köln entschweben.

Warum denn gerade ich ausgesucht worden sei, begehre ich zu wissen, und nicht meine Kinder mit ihren Flinten.

Ich könne beruhigt sein, in dem Flugzeug sei garantiert kein Gewehr, bisher haben sie noch jeden geschnappt, der eines mitnehmen wollte,

bekomme ich zur Antwort. Schmunzelnd nehme ich die Belehrung zur Kenntnis, aber auch, dass die Beamten meine Papiere keines Blickes würdigen.

Doch dann erstirbt mein Schmunzeln. Ich dürfe den Raum nicht mit der Waffe verlassen, heißt es.

»Gut, dann lasse ich sie hier, versuche, die Sache zu regeln, und hole sie dann ab.«

Oh nein, das sei nicht möglich. Sie seien nicht befugt, die Flinte in Gewahrsam zu nehmen, aus waffenrechtlichen Gründen, wegen der Versicherung etc. - ich wisse schon. Nein, ich weiß nicht! Meine Frage, was nun zu machen sei, kann keiner der Umstehenden beantworten.

»Vielleicht kann die Polizei helfen?«, werfe ich kleinlaut ein. »Ich bringe das Gewehr zur Flughafenpolizei.« Dem Grunde nach eine akzeptable Idee, ich finde sie genial, aber ich darf ja den Raum nicht mit der Flinte verlassen.

Schulterzucken, Überlegen, Diskutieren, Kopfschütteln, Schweigen. Schließlich wird per Telefon die Polizei angefordert. Zwei Polizisten, jeder mit einer Maschinenpistole bewaffnet, erscheinen, besprechen mit den Beamten die Angelegenheit, und nach einer weiteren Viertelstunde werde ich, meinen Seesack auf dem Rücken, von den beiden »hochgerüsteten« Polizisten in die Flughafenhalle eskortiert. »Malcolm«, »Jim«, »My name is Gert«, so stellen wir uns gegenseitig vor, und ich lade beide zu einem Kaffee ein, den wir schweigend aus Pappbechern schlürfen.

Dann überlegen wir, wie ich aus dieser Misere herauskomme. Mittlerweile ist es 14.00 Uhr. An diesem Sonntag geht kein Flug mehr nach Deutschland, und es sei keine Eile geboten, stellt Malcolm sachlich fest.

Während meine neuen Freunde den Seesack nicht aus den Augen lassen, erkundige ich mich bei der Lufthansa - und siehe da, man ist bereit, für mich am nächsten Tag um 13.50 Uhr einen Flug nach Frankfurt und von dort weiter nach Hannover zu buchen. Gesagt, getan.

»I have a gun with me«, bemerke ich noch. Durch Schaden und Zeitverlust klug geworden, will ich die Dame hinter dem Schalter im Vorfeld gnädig stimmen, doch Papiere für ein Gewehr will sie nicht sehen und winkt ab.

»Wenn Sie das Gewehr in einem festen Behältnis transportieren, kein Problem«, erwidert sie nur, und ich kehre zurück zu meinen bewaffneten Aufsehern.

Kurzes Beratschlagen, dann empfiehlt Malcolm, in die Stadt zu fahren, einen festen Koffer zu besorgen und meinen Seesack darin zu verstauen. Bis zum Ausgang des Flughafengebäudes von den beiden Maschinenpis-

tolenträgern eskortiert, steige ich in den Bus und fahre in die schottische Hauptstadt. Gottlob sind dort die Geschäfte auch am Sonntag geöffnet. Froh, dass dieser Tag in der Urheimat des Whiskys nicht geheiligt wird, besorge ich von meinem letzten Geld einen Koffer und fahre zum Flughafen zurück, wo ich von Malcolm und seinem Kollegen freudig erwartet und zu einem Kaffee eingeladen werde.

Inzwischen ist es 18.00 Uhr. Der Rest ist schnell erzählt. Geld habe ich keines mehr, das steckt in der Handtasche meiner Frau, die bereits längst zu Hause ist.

Die Nacht verbringe ich daher entspannt in der Flughafenhalle auf einer Bank. Dort bin ich in Sicherheit, kann mich beruhigt ausstrecken, denn an meinem Fußende sitzt Malcolm, nickt immer wieder müde ein, zweimal fällt dabei seine Maschinenpistole scheppernd auf den Fußboden, und an meinem Kopfende bewacht mich laut schnarchend Jim. Ab und zu holt einer von uns eine Runde von dem grässlichen Kaffee, und ich höre viele neue Witze von meinen beiden Bewachern.

Endlich wird der Abflug meiner Maschine aufgerufen. Ich verabschiede mich von ihnen wie von alten Freunden und kann nach zweimaligem Umsteigen erleichtert meine Familie wieder in die Arme schließen.

Erst in diesem Moment registrieren wir, dass ich sämtliche Dokumente für die Flinten meiner Kinder bei mir gehabt habe, mein Sohn dagegen alle, die meine Waffen betreffen. Niemand hat uns danach gefragt, weder in Deutschland noch in England.



In Gold getauchte Landschaft.